

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Adam Davies
Goodbye Lemon
Roman
Aus dem Amerikanischen
von Hans M. Herzog

Diogenes

Titel der 2006 bei Riverhead Books/
Penguin Putnam Inc., New York, erschienenen
Originalausgabe: ›Goodbye Lemon‹
Copyright © 2006 by Adam Davies
Umschlagillustration:
›Children jumping into the water‹ (Ausschnitt)
Copyright © Steven Swift/Images.com/
Corbis/Specter

*Für meinen Vater,
Michael J. Davies*

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2008
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100/08/8/1
ISBN 978 3 257 06679 1

*Leichen haben ihre eigene Leichensprache.
Sie bedeutet gar nichts.*

Martin Amis

Inhalt

Prolog: Theorien über Dexter 13

Erster Teil

Willkommen im Selbstmordpalast 23
Spielstand 36
Vorspiel 37
'n Abend, 'n Abend 39
Drei Tage zuvor: Die Arche 41
Rodney 47
Contra 1.1: Von der Arche zum Apartment 47
Drei stichhaltige Gründe 52
Contra 1.2 54
Hahva 54
Etymologie 59
Fenster auf 59
Ich 60
Hahva lernt die Mutter kennen 65
Hahva lernt den Bruder kennen 72
Was ich Hahva erzählen könnte 1.1:
Der Rasiercreme-Zwischenfall 76
Was ich Hahva erzählen könnte 1.2:
Wie ein Löwe sein 81
Was ich Hahva erzählen könnte 1.3:
Mein kaputter Finger 86

Darf ich noch einen Versuch machen?	87
Eine andere Idee	88
Aber	91
Unterdessen im Selbstmordpalast:	
Wiedereingliederung	92
Ein Krümel für Hahva, oder: Der Jaguar E-Type und ich	99
Die Terrapin-Bar 1.1	105
Vater und Sohn	108
Die Terrapin-Bar 1.2: Summ summ	109
Die Terrapin-Bar 1.3: Robbie Mileskakapediles	113
Pressman Montcalm Tennant, ungnädig betrachtet	121
Pressman Montcalm Tennant, gnädig betrachtet	122
Was ich Hahva erzählen könnte 2:	
Das Telefonbuch	124
Das Vetorecht des Arschpräsidenten	126
Spielstand	130
Auszug aus Pressman Tennants Wörterbuch:	
vortrauern	131
Deshalb sind Sie doch hier, stimmt's?	131
Gemeinsam im Loch	136

Zweiter Teil

Woran ich mich erinnere: Der Ursprung des Prahls	141
Die große Frage	145
Neuaufgabe	145
McGurk ruft an	154
Therapie	158
Dex als Therapeut?	166
Der Rasiercreme-Zwischenfall 1.2	166
Der Possenreißer in seiner Blüte	172
Ich bekomme Unterstützung	176

Quizfrage 177
Der Bösendorfer spricht 178
Spielstand 187
Reservierung für eine Person am Everlast 187
Mir tut gar nichts weh 192
Die wahre Geschichte von Jordana Mochnik,
der verschmähten Studentin 193
Spielstand 203
Jackapopudopulos sagt gute Nacht 203
Die Auswirkungen von Prah 1.1:
Solidarität 205
Die Auswirkungen von Prah 1.2:
Hassgleichung 207
Die Auswirkungen von Prah 1.3:
Verzicht 209
Spielstand 211
Der Vorwurf der Trevorhaftigkeit 212
Die Auswirkungen von Prah 2: Ein X an der
richtigen Stelle 217
Noch ein Zettel 223
Zitronen 224
Feiger, feiger Feigling 225
Keine gute Idee 225
McGurk ruft wieder an 228
Eins ist vorwärts 230
Ich bin der Blutmann 234
Nachspiel 240
Wach 243
Aus erster Hand direkt zu Ihnen 244
Caveat imbibor 247
Gute Neuigkeiten aus Georgia 252
Pressman Montcalm Tennant:
Aufmunterungsgespräch 1.1 254
Quizfrage 256

Pressman Montcalm Tennant:
Aufmunterungsgespräch 1.2 256
Transparenz 257
Jack und der Kummerkasten 258
So fragt man Leute aus 263
Ducky meldet sich zu Wort 263
Ironie 273
Neuroplastizität 1.1: Was mein Vater will 273
Neuroplastizität 1.2: Unanständiges Schlaflied 275
Neuroplastizität 1.3: Nahtoderlebnis 277
Neuroplastizität 1.4: Pimp meinen Dynovox 283
Neuroplastizität 1.5: In den Ausguss damit 284
Mythologie 285
Aufdringlich 285
Stärkung 291
Unangemessene Kompensation 294

Dritter Teil

In einem benzingetränkten Schlüpfen
zur Hölle 1.1 299
In einem benzingetränkten Schlüpfen zur Hölle 1.2:
Nach dem Leben nach dem Tod 302
Glück gehabt 304
Nein nein nein 305
Abschied vom Selbstmordpalast 308
Inventur 311
In einem benzingetränkten Schlüpfen zur Hölle 2:
Zurück in Georgia 312
Ankünfte/Abflüge 321
Der vierzehnte Brief 325
Neuroplastizität 2.1 330
Neuroplastizität 2.2 330

Nachtrag 333
Ja, aber 333
Spritztour 337
Darf ich noch einen Versuch machen? 339

Danksagungen 345

Prolog: Theorien über Dexter

Seine Augen waren braun. Sein Mund war rund. Seine Finger und Zehen waren klein, wie die einer Puppe. Seine Haut war durchsichtig, und an den Schläfen und Handgelenken sah man feine blaue Adern, was entweder spontane Aggressionen auslöste oder das dringende Bedürfnis, ihn zu beschützen. Er hatte lockige Haare. Unsere Mutter schnitt sie selbst und ließ sie ihm lang. Wegen der Ringellöckchen und Mutters asymmetrischer Schnitttechnik sah er aus wie ein trauriger kleiner Prinz. Er wirkte immer zutiefst melancholisch und zögerlich zugleich, als wüsste er, dass von ihm etwas erwartet wurde, was er schlicht nicht leisten konnte, und dass die Menschen um ihn herum wegen seiner Unfähigkeit leiden mussten.

Dexter malte sich gern mit wasserfesten Filzstiften Sterne auf die Handgelenke. Er hatte eine starke Abneigung gegen offene Zahnpastatuben und unternahm regelmäßig nächtliche Kontrollgänge, um sicherzustellen, dass sie verschlossen waren. Wenn er nervös war, kaute er auf dem obersten Knopf seines Hemdes herum, das dann so aussah, als würde er regelmäßig sabbern. Wenn ich in einem anderen Zimmer war und er spielen wollte, rief er immer: »Wo bleibt die Jack-Attack?«, und schon kam ich angelaufen.

Seine Lieblingssendung im Fernsehen war *Im Reich der*

wilden Tiere, doch immer, wenn der Raubtierbeitrag an der Reihe war – die Szene, in der der Gepard die kleine Gazelle umschmiss, gefolgt von einem dramatischen Schnitt zum nächsten Werbeblock –, lief er weinend aus dem Zimmer. Er wartete dann direkt hinter der Tür, die Hände auf die Ohren gepresst, die Augen fest geschlossen, und flehte uns an, laut zu rufen, sobald es vorbei war, damit er wieder reinkommen konnte. Press rief ihn immer zu früh, und jedes Mal, wenn Dex hereinkam und sah, wie der Gepard die schöne, leblose, samtene Gazelle am Hals ins Gebüsch schleppte, floh er erneut heulend aus dem Zimmer. Das passierte jeden Sonntagabend. Dexter glaubte immer, dass Press die Wahrheit sagte, und jedes Mal, wenn Press ihn hereinlegte, war er am Boden zerstört. Press würde das heute nicht zugeben, aber er hielt Dex für einen Trottel. Meiner Meinung nach wollte Dex seinem großen Bruder einfach nur vertrauen.

Er wollte glauben, dass ihn seine Familie nie im Stich lassen würde.

Vor Vögeln und Motten hatte er eine Heidenangst. Er hasste das Geräusch, das Reißverschlüsse machen, und führte vor lauter Abscheu jedes Mal einen wilden Koboldtanz auf, wenn Pressman den Reißverschluss seines Anoraks immer und immer wieder auf- und zumachte, nur um Dex zu quälen. Aber er liebte Bücher und konnte einem alles erzählen, was man über Pilze, Autoreifen und Reptilien wissen wollte. »Die Herpetologie«, sagte er beispielsweise völlig unvermittelt und stolz, als habe er soeben ein Heilmittel gegen Krebs gefunden, »die Herpetologie ist jenes Teilgebiet der Zoologie, das sich mit Reptilien und Amphi-

bien befasst. Die Herpetologie. Der Herpetologe. Herpeto-*lo-gisch*.« Auch Kochen faszinierte ihn; starr vor Staunen beobachtete er, wie die Packung Käsepulver weiße Pastaröllchen in gelbe Makkaroni verwandelte, wenn Mutter sie in einem Topf verrührte. Und er legte Wert auf seine Privatsphäre: Auf dem Rücksitz unseres alten erbsengrünen Volvos ließ er immer die Armlehne herunter, um sich von mir oder Press abzusondern. Er liebte uns, hatte aber auch Angst vor uns. Um in der Welt funktionieren zu können, brauchte er eine schützende Membran um sich herum, und Pressman und ich, seine beiden Brüder, durften nicht immer hinein.

Gerade mal sechs Jahre alt war er, und schon fing er an, seiner Familie zu misstrauen.

Als hätte er geahnt, dass er eines nicht sehr fernen Tages unter die Wellen von Lake George gezogen werden und niemand da sein würde, um ihn zu retten.

Doch vielleicht irre ich mich auch.

Vielleicht hatte er haselnussbraune Augen, so wie ich. Und sein Mund war schief und grinste gern. Seine Finger und Zehen ähnelten vielleicht gar nicht denen einer Puppe, sondern waren lang und biegsam, gibbonartig, wie geschaffen, um gefährliche Äste zu erklettern und angeschnittene Bälle zu werfen. Seine Haut war sonnengebräunt und straff über feste Muskeln gespannt. Er konnte Rollschuh laufen, so schnell wie der Wind. Er hatte glatte, aber chaotisch geschnittene Haare, denn obwohl unsere Mutter dafür sorgte, dass er auf dem Hocker saß und die Prozedur ertrug, gab er seiner Frisur fünf Minuten später mit einer stumpfen Baselterschere den letzten Schliff. Danach sah er aus wie eine zap-

pelige Figur aus der Muppet-Show, doch das kümmerte ihn nicht; er wollte seine Welt selbst kontrollieren und nahm die regelmäßig folgende Bestrafung stoisch hin. Er war mutiger als wir anderen, sogar als Pressman.

Er war kein ängstlicher, gefühlsduseliger Bücherwurm von einem Bruder. Er war ein stolzer, unbesiegter Bruder. Er war scharfsinnig, dynamisch, abenteuerlustig, ein Forscher und ein Actionheld.

Aber er war auch lieb. Für Fotos schnitt er Grimassen. Seine Augenbrauen wölbten sich heftig, die Augen quollen vor, als wäre er in einem Schockzustand, der Mund öffnete sich, und ein irres Grinsen zerteilte sein Gesicht. Er hielt die Anzahl sichtbarer Zähne für einen untrüglichen Hinweis darauf, wie glücklich man war, weshalb er versuchte, alle zwanzig auf einmal zu zeigen. Das sah aber verkrampft aus, als wolle er einem demonstrieren, wie wichtig es für ihn sei, fotografiert zu werden. Man sollte ihm seine Dankbarkeit ansehen und sich dabei auch noch gut fühlen. Vor meinem inneren Auge sehe ich ihn immer noch deutlich vor mir, sein durch das brüchige Grinsen faltiges Gesicht, die clownesk aus den Höhlen tretenden Augen, wie er einen zwingen wollte, glücklich zu sein.

Für Bücher hatte er keine Zeit, aber er liebte Sportübertragungen im Radio und war stolz darauf, alle Baseballspieler zu kennen, die die anderen Jungs nicht kannten. Namen wie Honus Wagner, Tris Speaker oder James »Cool Papa« Bell kamen ihm wie selbstverständlich über die Lippen, und wenn jemand behauptete, George Brett sei besser, bombardierte ihn Dex mit Zahlen und Statistiken. Und wenn sein Gegner dann nach dieser verbalen Abreibung wie betäubt

und sprachlos dastand, schlang Dex kumpelhaft den Arm um ihn und sagte: »Ach, vielleicht hast du recht. George Brett ist ziemlich klasse.«

Wenn er noch leben würde, wäre er heute vermutlich ein Gutmensch mit eigener Talkshow, ein Lobbyist für jede verlorene Sache oder ein Jugendsozialarbeiter. Er würde etwas tun, bei dem man viel und schnell reden muss, das aber auch Überzeugung und Liebe erfordert.

Doch auch da könnte ich mich irren.

Vielleicht waren seine Augen blau wie die meiner Mutter. Und seine Finger sah man nie, weil er die Hände ständig in den Hosentaschen behielt. Und seine Haut war undefinierbar. Und seine Haare waren nordisch blond wie die von Pressman oder schwarz wie die unseres Vaters oder unerklärlicherweise auf Ausfall programmiert wie meine. Und er sah überhaupt nicht fern, Punkt, hörte auch nie Radio und hatte überhaupt keine Meinung zu Sport, Schlangen, Fotos, Raubtieren, Makkaroni mit Käse oder Reißverschlüssen. Er kaute auch nicht auf Knöpfen herum. Er kontrollierte auch keine unverschlossenen Zahnpastatuben. Nie forderte er mich mit dem Ruf »Wo bleibt die Jack-Attack?« zum Spielen auf, und ich kam auch nie angerannt.

Vielleicht war er kein großer Sportler, aber total unsportlich war er auch nicht. Vielleicht mochte er normale Kinderdinge und fürchtete sich vor allem, was Kindern normalerweise Angst macht. Vielleicht fand er Pressman super, mochte mich aber nicht, weil ich – obwohl nur ein Jahr jünger als er – noch zu klein war, um sich mit mir zu amüsieren. Vielleicht bemühte er sich auch vergeblich, unsere Mutter zu lieben. Vielleicht fürchtete er sich auch vor unserem

Vater und wusste irgendwo ganz tief im Inneren, dass er eines Tages zu weit auf dem Lake George hinaustreiben würde und dass weder unser Vater, der statt zu trinken ihn eigentlich beaufsichtigen sollte, noch sonst jemand da sein würde, um ihn zu retten.

Vielleicht hat er gespürt, was passieren würde.

Vielleicht war er schockiert. Er konnte nicht glauben, dass es wirklich geschah, nicht mal im letzten Augenblick, als ihm das Wasser seine geliebten orangefarbenen Flip-Flops von den Füßen zog. Seine letzte Wahrnehmung mag ein Gefühl von Schwere gewesen sein, als läge er unter einer Matratze. Vielleicht war es eine Art Aha-Erlebnis, wie wenn man endlich einen Witz begreift, den man vorher nie verstanden hat. Vielleicht fühlte es sich an, als würde man abheben und in die Luft steigen. Oder wie Vergebung.

Manchmal glaube ich, dass er es so haben wollte. Vielleicht fühlte er sich allein und ungeliebt und wünschte, dass ihn jemand bemerkte, und zwar auf die denkbar dramatischste Art: eine Rettung. Wie toll wäre das, dachte er vielleicht, in todbringendem Wasser von den starken Händen deines Vaters gepackt, herausgezogen und ans Ufer gebracht zu werden, wo deine Familie dich erwartet. Dann würden sie merken, wie wertvoll du bist.

Danach würde man dich nicht mehr ignorieren.

Du würdest jeden Tag so geliebt werden, wie du es verdienst.

Doch das weiß ich nicht. Ich weiß nichts von alledem. Ich weiß nicht mehr, wie mein Bruder Dexter aussah. Ich weiß nicht mehr, wie er roch. Ich weiß nicht mehr, was er liebte und was er hasste. Ich weiß nicht mehr, was an jenem Au-

gusttag am Lake George wirklich geschah. Ich war gerade mal fünf Jahre alt, zu jung, um mich klar und deutlich daran zu erinnern, und nie hat mir jemand etwas darüber erzählt. Ich war nicht dabei, als er ins Wasser watete. Ich war nicht dabei, als sein Kopf unterging. Ich war nicht dabei, als sich unser Vater ohne Dex in den Armen und mit einer Alkoholfahne ans Ufer zurückkämpfte.

Ich weiß nichts davon, und das bricht mir das Herz.

Was bleibt mir anderes übrig, als zu versuchen, ihn wieder lebendigzuschreiben?